

# Statements der Autorinnen und Autoren zur Urbanistik

Eine Einführung

Oliver Frey, Florian Koch

Für das Einführungskapitel dieses ersten Teils der beiden Sammelbände „Positionen zur Urbanistik“ haben wir als Herausgeber ein Experiment gewagt und einige Autorinnen und Autoren gebeten, ihre „Position zur Urbanistik“ kurz zu beschreiben. Herausgekommen sind dabei ganz unterschiedliche Texte, in denen verschiedene urbanistische Positionen und Herangehensweisen deutlich werden:

Der persönliche Zugang, die eigene Biographie und letztlich auch die Neugierde der Forscherinnen und Forscher auf jeweils unterschiedliche Aspekte von Städten bestimmen die jeweilige Positionierung zur Urbanistik. So wird beispielsweise deutlich, dass es zunächst stadtforschungsferne Tätigkeiten (wie etwa Auftritte als Mitglied einer Rockband, die Beschäftigung mit Straßentheater oder das Erwerben von Sprachkenntnissen) sind, die den Zugang zur Stadtforschung prägen können.

Im Folgenden finden sich die einzelnen Statements, die auch als Ergänzung zu den jeweiligen Aufsätzen der Autorinnen und Autoren in den Büchern „Positionen zur Urbanistik I“ und „Positionen zur Urbanistik II“ gelesen werden können. Da wir als Herausgeber durch eine weite und nahezu vorgegebenfreie Aufgabenstellung den Autorinnen und Autoren für das Verfassen dieser „Kurzpositionen“ großen Gestaltungsspielraum gelassen haben, sind ganz unterschiedliche Arten von Texten entstanden. Diese können nicht nur als eine Ergänzung der jeweiligen Artikel, sondern auch in einer Zusammenschau gelesen werden, die dann insgesamt ein facettenreiches Bild darüber ergibt, was eine gegenwärtige Stadtforschung bzw. Urbanistik auszeichnet: ein integratives Verständnis von Theorien und Methoden zur Erforschung des Städtischen, die Aufgabe einer interdisziplinären Übersetzungsleistung sowie die Herausforderung zur raumtheoretischen Fundierung der Stadtanalyse. Zudem werden in der Zusammenschau der Positionen künftige Forschungsfelder und -themen der Urbanistik deutlich.

Wir haben dabei den Versuch unternommen, die folgenden Kurzpositionen in fünf thematische Blöcke aufzuteilen: „Integriertes Verständnis der Ur-

banistik“, „Herausforderungen einer interdisziplinären Übersetzung zwischen Sozialwissenschaften, Architektur und Stadtplanung“, „Zukünftige Herausforderungen des Lernens und Wissens über Räume erfordern neue innovative Methoden“, „Integration einer städtischen Gesellschaft und ihrer sozialen Gruppen“ und „Sozialräumliche Transformation urbaner Strukturen“. Unsere Schwerpunktsetzung zur Ordnung der Kurzpositionen erlaubt es, weitere Kernelemente der Urbanistik aus Sicht der Autorinnen und Autoren herauszulesen; sie trägt somit auch zu einer breiten Palette von „Positionen zur Urbanistik“ bei, ohne bei diesem Experiment eine ganz festgefügte und abgesicherte Bestimmung bzw. Verortung der Urbanistik vornehmen zu wollen.

Ganz herzlich wollen wir uns bei den Autorinnen und Autoren bedanken, die für uns freundlicherweise ihre Positionen zur Urbanistik verfasst haben, und wünschen dabei eine anregende Lektüre!

### „Integriertes Verständnis der Urbanistik“

Die sechs Kurzpositionen von Frank Eckardt, Sabine Knierbein, Karen Sievers, Joanna Kusiak, Andrea Brait und Gudrun Haindlmaier nehmen die Komplexität des „städtischen Wesens“ als Ausgangspunkt und gehen der Frage nach der Identität und dem Charakter des Forschungsgegenstandes „Stadt“ nach. Sie stellen diese in einen komplexen, zeitlichen und dynamischen Kontext und verfolgen die These, dass die Identität des Städtischen als ein Grundthema der Stadtforschung sowohl in einer historischen als auch in einer spezifischen Wechselwirkung zwischen urbanen Lebensformen und der materiellen Struktur der Stadt liegt. Der wissenschaftliche Diskurs über die städtischen Eigenschaften und Qualitäten – so die weitere These – kann immer nur einen Teil der städtischen Realitäten und Transformationen erfassen und hinkt den Lebensrealitäten der Bewohnerinnen und Bewohnern oftmals hinterher. Sie machen darauf aufmerksam, dass die Stadtforschung dementsprechend gravierende, immanente Lücken bei der Beschreibung der komplexen städtischen Logiken und Lebenswelten aufweist; wenn überhaupt – so eine Schlussfolgerung –, dann ist es eine integrative, reflexive und historisch verankerte Stadtforschung, die dem, was „Stadt“ ausmacht, am nächsten kommt. Eine sich als Wissenschaft verstehende Urbanistik analysiert und reflektiert – so diese Positionierungen – sowohl die gesellschaftlich-sozialen wie auch die gestalterisch-planerischen Dimensionen des Städtischen.

**Frank Eckardt:** „Die wissenschaftliche Betrachtung von stadtgesellschaftlichen Prozessen ist Teil einer weitergehenden Öffentlichkeit, die sich um ein

Verstehen und Bearbeiten von Problemlagen und Fragestellungen bemüht. Wir sind Zeuge einer Informations- und Wissensrevolution, die sich dank der neuen Kommunikationsmedien eingestellt hat und die Ausdruck einer spezifischen Form der postfordistischen Ökonomie ist. Im Rahmen der aktuellen Gesellschaftsentwicklung ist der Zugang zu Informationen über Vorgänge in bzw. über die lokale Welt von Menschen zu einer entscheidenden Dimension der Lösung der schwierigen Herausforderungen wie soziale Kohäsion, Klimawandel, demokratische Regierung etc. Die Rolle von Wissenschaften und dementsprechend auch von einer sich wissenschaftlich verstehenden Urbanistik muss deshalb heute eine andere sein als die, die noch in den siebziger Jahren wichtig war, als die Stadtsoziologie in Deutschland Fuß fasste. Die Expertenrolle eines Wissenschaftlers ist kaum noch durch Wissensvorsprung zu definieren, vielmehr ist seine öffentliche Rolle eine wissensökonomische, wissenskritische. Mit welchen Vorannahmen werden Begründungszusammenhänge konstituiert, welche implizierten Selbstverständlichkeiten werden im Zusammenhang mit Stadtpolitik, Stadtplanung, Städtebau und Architektur unausgesprochen mitgedacht, mitgeplant und praktiziert? Urbanistik im Zeitalter medialer Urbanität sucht die Orte des Städtischen vermehrt dort, wo sie zunächst nicht zu erwarten ist: online, in der Sprache, in der Metaphorik, der Medialität von Stadtplanung, den Instrumenten und den Diskursen des Urbanen. Es unterscheidet die Urbanistik von dem Alltagsverständnis der Akteure, dass sie sich akademische Freiräume ermöglichen kann, jene Selbstverständlichkeiten zu reflektieren, mit denen wir alle – in der vollkommenen verstädterten Welt lebend – ansonsten agieren. Diese Selbstreflexion greift relevante Vorannahmen, wie Giddens es als doppelte Hermeneutik beschrieben hat, auf, um die narrativen Strukturen und ihre Hiats aufzuzeigen, die das Erkennen der komplexen städtischen Wirklichkeiten ansonsten verhindern würden.“

**Sabine Knierbein:** „Das Wesen der Stadt hat mich immer fasziniert. Jeder kennt wohl den Augenblick des Besuchs einer neuen Stadt, das aufregende Prickeln von Neuartigkeit und die Chance der möglichen Entdeckung pulsierenden Lebens, auch fernab der hochfrequentierten Stätten des urbanen Tourismus. Jeder kennt vermutlich auch den Wunsch nach gefühlter Distanz, denn in Städten treffen wir auf ganz unterschiedliche Menschen mit verschiedenen Lebensentwürfen, gewählt oder ertragen.

Ich durchlief eine Ausbildung zwischen technokratischen, gesellschaftskritischen und pragmatischen und mal mehr und mal weniger originellen Herangehensweisen und wunderte mich während meines Parcours durch

Landschaftsarchitektur-, Geographie-, Architektur-, Stadtplanungs- und Raumplanungsfakultäten über die Sicherheit, mit der einzelne Disziplinen Erkenntnisfindung für sich beanspruchten. Für mich trug jede nur einen Teil bei, und das Endergebnis der Summe einzelner Betrachtungsweisen schien mir in der Regel nicht das Ganze zu sein.

Das Ganze, die Stadt, das urbane Phänomen, verlangt nach erkenntnistheoretischen Explorationen, und das ist nicht neu. Dabei paarte sich in meinem Fall die Suche nach möglichen Wegen der Dingfestmachung von Komplexität in der Stadtentwicklung mit der Konzentration vorrangig auf zwei Sphären städtischen Lebens und städtischen Gestaltens: Öffentliche Räume und Stadtkultur. Vermutlich faszinierten mich gerade diese beiden Konzepte an der Schnittstelle zwischen gesellschaftswissenschaftlichen und gestalterischen Denkdimensionen, weil sie nicht allein Themen sind, sondern weil sie per se Gegensatz, Diversität, Konflikt und Kontroverse verheißen. Sie sind gleichzeitig Chancen, Möglichkeitsräume und Sphären der Innovation, materiell wie symbolisch.

Bis heute habe ich die Stadt nicht verstanden, noch glaube ich, dass es möglich ist, sie je vollends zu verstehen. Aber ich lerne täglich Neues über gesellschaftliche Umwälzungen und Mechanismen, über die handelnden Sujets (Akteure), ihre Motivationen, rational oder emotional. Was kann es für einen besseren Antrieb für das Erkenntnisinteresse geben als etwas, das sich tagtäglich vor den Augen der Forschenden lebendig entfaltet, das greifbar ist und zeitgleich von derart vielen Dilemmata geprägt ist wie städtische Realität und Projektion in ihrer wechselseitigen Durchdringung? Es ist diese Faszination, die ich aus vielen damaligen und zeitgenössischen Schriften von Stadtforschenden herauslese, und es ist dies der zündende Funke, der die Urbanistik für mich als relevantes gesellschaftswissenschaftliches Feld motivierten Querdenkens und imposanter Grenzüberschreitungen ausmacht, ohne dass damit der Anspruch verbunden ist, ständig das Rad neu erfinden zu müssen. Es geht heute darum, die Nuancen und Zwischentöne des Wandels gesellschaftlichen Zusammenlebens in den Städten und das, was raumbezogene Disziplinen in diesem Kontext leisten können, zu erkennen, zu reflektieren und zu verändern.“

**Karen Sievers:** „Die sozialwissenschaftliche Stadtforschung ist seit jeher breit angelegt, ihre Themen und Debatten speisen sich aus verschiedensten Teil- und ‚Bindestrich‘-Disziplinen, deren Erkenntnisinteresse sich wesentlich auf soziale, demografische, ökonomische, politische und städtebauliche Analysen mehr oder weniger administrativ, architektonisch, topografisch, sozial oder symbolisch abgegrenzter Einheiten richtet. Hinsichtlich ihrer theoretischen Konzeptionierung, des methodischen Instrumentariums und ihrer em-

pirischen Praxis wie auch im Hinblick auf die Übertragung und Interpretation ihrer Ergebnisse in bzw. für politische und planerische Entscheidungen ergeben sich für eine sozialwissenschaftliche Stadtforschung drei Leitlinien: Abgesehen von einer generellen Infragestellung der Existenzberechtigung oder ‚Auflösung‘ einer ‚Stadt‘-Forschung in andere oder neue disziplinäre Dimensionen können diese Analysen gemäß der Komplexität ihres Forschungsgegenstandes erstens nur interdisziplinärer Art sein. Im Hinblick auf die Entstehungs- und Bedeutungskontexte raumbezogener Bindungen kann etwa eine (stadt-)soziologische Untersuchung nicht ohne den ‚Blick über den Tellerrand‘ auskommen: Hier liefern die (Umwelt-)Psychologie und die Geografie wichtige Erkenntnisse bezüglich individueller Relevanz- und Verarbeitungsstrukturen (des Verlusts) raumbezogener Bindungen sowie über die kognitive Erschließung und Abgrenzung bindungsrelevanter Räume. Zweitens können sowohl die Rekonstruktion des Forschungsstandes (und seiner Entwicklung) wie auch die thematisch-inhaltliche Bearbeitung eine historische Perspektive nicht ausschließen. Einerseits durchlief in diesem Zusammenhang beispielsweise die Beschäftigung mit ‚Heimat‘ und Bindung disziplinär recht unterschiedliche zeitliche ‚Konjunkturen‘. Andererseits werden ‚Bindung‘ und ‚Verortung‘ zwar als ‚anthropologische Konstante‘ interpretiert, deren ‚Bezugspunkte‘ weisen aber epochentypisch sehr differenzierte Ausbildungen und Bedeutungszusammenhänge auf (z.B. die Thematisierung im Hinblick auf die ‚abstrakte‘ Natur im 19. Jahrhundert gegenüber der ‚konkreten‘ Nachbarschaft seit den 1970er Jahren). Schließlich ist für eine sozialwissenschaftliche (Stadt-)Forschung im Allgemeinen und eine Beschäftigung mit dem ‚Heimatphänomen‘ im Besonderen drittens eine stetige Reflexivität hinsichtlich der eigenen Verortung und des Einflusses des ‚gesellschaftlichen Feldes‘, in dem sich Forschende, Forschung und Forschungsobjekt bewegen bzw. verorten, unerlässlich. So evoziert ‚Heimat‘ vielfach einen revisionistischen Beiklang und bedarf der Differenzierung eines negativ-ausgrenzenden gegenüber einem positiv-integrativen Bindungsbegriff. Im Ergebnis zeigen sich diese Leitlinien – Interdisziplinarität, Historizität, Reflexivität – selbst als hochgradig wechselseitig bedingt und aufeinander angewiesen; sie verweisen damit analog zur Forderung nach einer ‚integrierten Stadtentwicklung‘ auf ein ebenso ‚integriertes‘ Verständnis von Stadtforschung und Urbanistik.“

**Joanna Kusiak:** „In der sozialwissenschaftlichen Forschung wurde die philosophische Frage „Was ist die Stadt?“ sehr lange vernachlässigt. Obwohl es schwierig ist, eine befriedigende und nicht reduzierende Antwort zu geben, bin ich davon überzeugt, dass der Beantwortung dieser Frage ein breiterer Raum in

der Stadtforschung eingeräumt werden sollte. Da die Stadt ein komplexes, zeitliches und dynamisches Ganzes ist, das sich auf ihre Elemente auswirkt, wird jedes gesellschaftliche oder materielle Ereignis – sowohl die Verhaltensweisen der Stadtbewohner als auch die Art, in der Gebäude in konkreten urbanen Umgebungen neu definiert werden – durch dieses Ganze potentiell vermittelt.

Im Rahmen eines methodologischen Experiments, das ich in meinem Artikel „Die Stadt als Ganzes und als materieller Gegenstand. Physis Stadt Tirana – ein methodologisches Experiment“ vorstelle, habe ich versucht, die materielle Ebene dieses Ganzen zu fassen. Gemeinsam (und zwar in einer sechsköpfigen Forschungsgruppe) haben wir alle Straßen der Stadt Tirana systematisch erlaufen und dokumentiert. Dadurch ist nicht nur die Mannigfaltigkeit der städtischen Materialität, sondern auch die Verschränkung zwischen (weiter entfernten) Orten und Stadtteilen sichtbar geworden.

Die materielle Untersuchung der Stadt scheint besonders fruchtbar und relevant in jenen Städten zu sein, in denen Transformationsprozesse sehr intensiv verlaufen. Als allgemeines Ergebnis des Experimentes kann festgehalten werden, dass die auf die Stadt bezogenen Diskurse – jene von Stadtbewohnerinnen, traditionellen Stadtforschern, Politikerinnen und Journalisten – mit der Stadt selbst nicht Schritt zu halten vermögen. Die Stadt folgt ihrer Eigenlogik. Das Ganze, das diese Eigenlogik hervorbringt, ändert sich in Zeiten des radikalen Wandels weitaus schneller, als jede Sprache es fassen könnte. Auch die spontanen, unkoordinierten Handlungen der Stadtbewohner stellen die neuen Regeln schneller her, als es den Handelnden selbst bewusst wird. Die Sprache selbst vermag somit dieses Ganze nicht mehr zu beschreiben, ohne genau jenen Wandel verschweigen zu müssen, den sie selbst noch nicht fassen kann. Diese Einsicht verweist zurück auf die materialistischen Positionen der klassischen stadtsoziologischen und philosophischen Werke Georg Simmels, Walter Benjamins oder Henri Lefèbvres. Und mit ihnen stellt die zeitgenössische Stadtforschung erneut fest: In Zeiten der urbanen Revolution wird der Überbau von der Basis überholt.“

**Andrea Brait:** „Ich zeige in meinem Artikel am Beispiel der Debatten um historische Nationalmuseen in Österreich und Deutschland Zusammenhänge zwischen nationaler Geschichtspolitik und Stadtentwicklungsplänen auf – ein Aspekt, der bislang von Geschichtswissenschaft und Urbanistik gleichermaßen kaum beachtet wurde. Im Gefolge des sogenannten ‚memorial turn‘ öffnen sich immer neue Blickwinkel auf schon existierende, doch mit anderen Forschungsansätzen kaum offen zu legende Wechselbeziehungen. Als Historikerin, die sich auf Fragen des kollektiven bzw. nationalen Gedächtnisses so-

wie auf Museologie spezialisiert hat, verwies ich schon in meinem Buch „Das Bundeskanzleramt in Wien. Ein österreichischer Gedächtnisort“ auf die lange Tradition der Besetzung von Orten mit identitätsstiftender Geschichtspolitik. Im Rahmen des von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften geförderten Forschungsprojekts „Gedächtnisort Historisches Museum“ ergab sich – wie es wohl in der Wissenschaft so oft ‚passiert‘ – mehr durch Zufall als durch gezielte Anstrengung der Blick auf diese Zusammenhänge und damit auf ein neues Untersuchungsfeld der Stadtforschung, da es sich bei den im Rahmen des vorgelegten Textes dargestellten Fallbeispielen um keinen Zufall handelt, sondern um ein Muster, das ich als ‚Gedächtnisort-Politik‘ bezeichnet habe.

Der Text verweist darüber hinaus auf die besondere Problematik bei der Planung von Kulturbauten: Während der Konzipierungsphase können sich die angenommen und mit den Projekten verknüpften gesellschaftlichen Bedürfnisse sowie die historisch-politischen Voraussetzungen derart ändern, dass die Baulichkeiten schon zur Eröffnung obsolet erscheinen. Dass sie dann aber einen neuen Zweck erfüllen können und gleichzeitig als Impulsgeber für Stadtentwicklungspläne wirken können, zeigt das „Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ in Bonn; das „Deutsche Historische Museum“ in Berlin steht im Gegensatz dazu als Beispiel für die Bedeutung von Flexibilität in der Planung sowie den Versuch, einschneidenden politikgeschichtlichen Veränderungen gerecht zu werden und die ‚Gunst der Stunde‘ zu nützen.“

**Gudrun Haindlmeier:** „Als Ausgangspunkt meiner Position zur Urbanistik dienen im Grunde zwei unterschiedliche Eigenheiten von bzw. Zugangsweisen zu Städten, die sich bei einer interdisziplinären Auseinandersetzung (Soziologie/Geographie) mit dem Phänomen „Stadt“ auftun:

Erstens: Warum haben Städte ganz unterschiedliche ‚Gesichter‘? Was unterscheidet Wien von Paris, Berlin von Warschau usw.? Dabei drängt sich unweigerlich das Schlagwort ‚Städtetourismus‘ auf; hierbei werden unterschiedliche Charakteristika der Städte betont bzw. bewusst vermarktet – und trotzdem gibt es Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten, immer wieder anzutreffende Muster und Strukturen, bestimmte Gegebenheiten, die man in verschiedenen Städten immer wieder entdeckt. Diese Frage nach den Typen von Städten (was ermöglicht eine Typisierung? Was macht eine Typisierung zu einer ‚guten‘ Typisierung? Wozu und wem hilft diese ‚Schubladisierung‘?) stellt einen ersten Schwerpunkt bei der Erfassung des ‚Wesens‘ einer Stadt dar.

Zweitens: Daran anknüpfend ist die zweite Zugangsweise meiner Forschung eine mehr raumwissenschaftlich geprägte: Sind Städte nur ‚Raum-Zeit-Container‘ für soziale, wirtschaftliche und politische Prozesse, oder sind

sie doch etwas ganz Eigenständiges – als eigene Einheit erfahrbar und erfassbar? Die Wirklichkeit liegt vermutlich – wie so oft – irgendwo dazwischen ...

Aufgabe einer integrativen Stadtforschung und Urbanistik ist es daher meiner Ansicht nach, genau diese Fragen nach der Eigenständigkeit oder Sonderposition von Städten zu beantworten – was macht das ‚Wesen‘ einer Stadt aus? Wie sind Städte in ihr Umfeld (lokal, regional, global) eingebettet? Inwieweit sind sie davon beeinflusst, und inwieweit nehmen sie selbst Einfluss auf andere Raum- und Sozialeinheiten? Welche Wechselwirkungen bestehen, und sind Städte trotz oder gerade wegen ihrer Diversität und Unterschiedlichkeit durch ihre spezifischen Eigenschaften und Gegebenheiten, die sie hervorrufen und gleichzeitig konstituieren, in der Lage, die aktuellen (sozialen) Problemlagen zu lösen oder ihnen zumindest adäquat zu begegnen (es muss ja einen Grund geben, dass auch historisch gesehen die bedeutenden Bewegungen und Entwicklungen meist in Städten entstanden)?

Was muss ‚die Stadt‘ (wer/was ist das überhaupt?) aktiv leisten, was passiert ‚von alleine‘? Welche Strukturen sind ausschlaggebend, um ‚Stadt‘ von ‚Nicht-Stadt‘ oder globaleren Einheiten abzugrenzen?“

### „Herausforderungen einer interdisziplinären Übersetzung zwischen Sozialwissenschaften, Architektur und Stadtplanung“

In den weiteren sechs nun folgenden Kurzpositionen von Julia Girardi, Patrycja Bielawska-Roepke, Manfred Russo, Katrin Hagen, Markus Tomaselli und Oliver Schürer wird ebenfalls für eine integrative Zusammenschau zwischen baulich-gestalterischen Fragen und ihrer sozialwissenschaftlichen Forschung und Analyse plädiert. In den Kurzpositionen wird deutlich, dass die Analyse des Wechselverhältnisses zwischen materiellen Gestaltungs- und Planungsprozessen und den zugrundeliegenden Methoden sowie den Nutzungs- und Verhaltensweisen der Individuen einer Vermittlung zwischen den spezifischen Denk- und Sichtweisen der Sozialwissenschaften, der Architektur und der Planung bedarf. Am Beispiel des öffentlichen Raumes bzw. des Freiraumes wird die These formuliert, dass an der Schnittstelle der Urbanistik zwischen Städtebau, Architektur, Freiraumplanung und Stadtplanung innovatives und neues Wissen entsteht. Der damit einhergehende Austausch von Methoden und Analyseverfahren ermöglicht ein besseres Verständnis sozialraumbezogener Prozesse und ihrer materiellen Gestaltung. Das Gestaltungs- und Planungsverständnis der Architektur und des Städtebaus – so die hier zusammengefassten Positionierungen – sieht sich angesichts der gesellschaftlichen



Transformation am Beispiel veränderter öffentlicher Raumnutzungen vor neue Herausforderungen gestellt. Dabei sollte die Methodik und Sprache der Architektur zur Formung des gebauten Raumes mit den sozialen und gesellschaftlichen Dimensionen in Bezug gesetzt werden.

**Julia Girardi:** „Ich arbeite seit Beginn meiner Diplomarbeit als Sozialwissenschaftlerin empirisch mit architektonischen Themen und habe lange gebraucht, um die unterschiedliche Sprache, vor allem die unterschiedliche Ausdrucksweise der ArchitektInnen verstehen zu lernen. In stundenlangen Diskussionen mit ArchitektInnen wurde mir bewusst, dass die visuelle, plangraphische Ausdrucksvielfalt der Architektur in den Sozialwissenschaften in dieser Form nicht vorhanden ist und auch nicht verstanden wird. Umgekehrt bewundern viele ArchitektInnen die soziologische Fähigkeit, scheinbar alles verbal und linear beschreiben, zuordnen und analysieren zu können – wengleich auch die häufig langen, gänzlich unbedilderten Texte für ArchitektInnen abschreckend wirken. Und gerade an dieser Schnittstelle zwischen Planung und Sozialwissenschaft entsteht wertvolles Wissen hinsichtlich Evaluation und Analyse des Gebauten, hinsichtlich Bedürfniswandel und zukünftiger Stadt. Genau dieser Unterschied bzw. diese Diskrepanz zwischen visueller bzw. plangraphischer und linear-verbaler Strukturierung fällt mir auch beim Durchführen empirischer Nutzungs-, Aneignungs- und Wahrnehmungsanalysen auf, da sich gerade räumliches Verhalten und Wahrnehmen nur lückenhaft linear bzw. verbal ausdrücken und festhalten lässt. Hier bedarf es neuer bzw. adaptierter Forschungsmethoden. In diesem Grenzbereich, in dieser Übersetzungs- und Entwicklungsrolle sehe ich eine wichtige Funktion der Architektursoziologie sowie der Stadtforschung im Allgemeinen.“

**Patrycja Bielawska-Roepke:** „Ist Architektur eine Wissenschaft? Wenn sich Architekten wissenschaftlich betätigen, bedienen sie sich zwangsweise anderer Disziplinen, um sich aus diesen ein eigenes ‚Forschungsgebäude‘ zu konstruieren. Daraus entsteht manchmal eine ungewohnte, überraschende Betrachtungsweise, die bestenfalls einen frischen und kritischen Blick erlaubt und bei der Suche nach noch nicht beschrittenen Wegen behilflich sein kann. In meinem Fall sind es die Stadtgeographie, die Stadtsoziologie, das Raumplanungsrecht und die Baugeschichte, welche ich bei der Suche nach Erklärungen für aktuelle Entwicklungen, Erfolge und Misserfolge der Stadtentwicklung in Polen betrachte. Polen ist durch meine Herkunft und durch meine Landes- und Sprachkenntnisse zum inhaltlichen Schwerpunkt meiner Arbeit geworden. Polnische Städte sind mit vielen Problemen belastet, welche sowohl aus

der sozialistischen wie auch aus der gegenwärtig sehr liberalen Herangehensweise an die Stadtentwicklung resultieren. Stadtbau in Polen und anderen mittel- und osteuropäischen Ländern ist, trotz vieler Untersuchungen, nach wie vor ein neues Forschungsgebiet, das eine interdisziplinäre Betrachtungsweise erfordert und in dem noch viele Fragen bezüglich Vergangenheitsbeurteilung, aktueller Entwicklungen und Zukunftsprognosen offen sind. Wie sich jetzt herausstellt, war zum Beispiel der Umgang mit der Altbausubstanz in mittel- und osteuropäischen Ländern ein anderer als im westlichen Europa. Dadurch konnte eine Vielzahl an Substanz erhalten bleiben, allerdings in einem physisch und städtebaulich desolaten Zustand, welcher obendrein oft von sozialen Problemen überlagert wird. Somit ist ein enormer Handlungsbedarf entstanden, der zu den ohnehin schon erheblichen Veränderungen in allen Städten hinzukommt. Seine Umsetzung stößt wiederum auf mehrere Hürden – nicht nur im Raumplanungsrecht, sondern auch im ökonomischen, ökologischen, sozialen und mentalen Bereich.

**Manfred Russo:** „Die sich in der Moderne ankündigende Spaltung zwischen technisch-rationaler Zivilisation und Kultur als dem Ausdruck einer entfremdeten Lebenswelt war zu ihrer Zeit noch kaum zu erkennen. Zivilisation war noch von der Aura rationaler Planung umgeben, die für den Bereich des öffentlichen Raumes zuständige Stadtplanung hatte andere Ziele. Stadtplanung, sowohl im Fordismus wie auch in der sozialistischen Wirtschaftspolitik, hatte den Charakter eines Großprojektes, dessen Ziel darin bestand, der Natur (den unverbauten Räumen der Peripherie) Terrain abzugewinnen und in eine kultivierte Stadtlandschaft zu verwandeln. Stadtplaner galten als Pioniere der Zivilisation, die Natur in Stadt (Kultur) verwandelten. Die Korruption des Zivilisationsbegriffes wurde ihr erst von der nächsten Generation entgegengehalten, die den inhumanen Charakter der modernen ‚Suburbs‘ zur Sprache brachten. In der Postmoderne sind drei gegenläufige Trends zu beobachten:

1. Einerseits ist die postmoderne Kultur mit dem sozialen Leben wieder eng verbunden, nun aber in Gestalt der Warenästhetik, der Spektakularisierung der Politik, des Konsumdenkens, des Lifestyles, des Images und der völligen Integration der Kultur in die Warenproduktion. Daraus ergibt sich eine neue Verbindung von Kultur und öffentlichem Raum, indem die kulturellen Inhalte zunehmend kommodifiziert werden.

2. Andererseits ist die öffentliche Sphäre der Postmoderne fragmentiert, besteht aus einer Vielzahl von Räumen, die sich teilweise verbinden, teilweise auch voneinander abschotten und in komplexen Beziehungsgefügen zueinander stehen. Daher gibt es nicht nur die universalistischen Ideale der Öffentlichkeit und deren normative Praxis, sondern auch Gegenöffentlichkeiten, die aus dem differenteren Erfahrungshintergrund erwachsen. Dort wird ein komplementärer Diskurs über eine oppositionelle Praxis geführt, werden ähnliche Themen kontrovers diskutiert. Das kann die Neuformatierung bestehender öffentlicher Räume zur Folge haben.
3. So könnte der urbane Raum im Sinne einer taktischen Nutzung als Kunst-raum, aber auch als politischer Raum neue Bedeutung gewinnen, wo durch alternative Praktiken der Veröffentlichung und Aneignung, wie durch Street Culture und Demonstrationen, die wiederum durch neue Praktiken der Netzkultur (Listendienste und Open-Source) ergänzt und überlagert werden, die Konstruktion von Heterotopien erfolgt.

Eine Urbanistik der Gegenwart wird sich im Sinne von (1) weiter mit der Errichtung von öffentlichen urbanen Räumen im herkömmlichen Stil befassen, jedoch gut beraten sein, auch die Positionen 2 und 3 ins Kalkül zu ziehen, die weder eine klare Nutzung oder gar eine völlige Konvertierung bestehender Nutzungen zur Folge haben. Die wachsende Selbstorganisation der Öffentlichkeiten wird auch eine neue bunte Landschaft an urbanen Orten hervorbringen, die man sich heute noch schwer vorstellen kann.“

**Katrin Hagen:** „Der städtische Freiraum und sein spezielles lokales Klima sind Schlüsselfaktoren für eine zukünftige ‚nachhaltige‘ Stadtentwicklung in Mitteleuropa. Der städtische Freiraum muss in seiner Gesamtheit als durchgängige ‚Landschaft‘ definiert werden. Das betrifft sowohl private wie öffentliche Grün- und Freiräume als auch die Integration von bislang wenig berücksichtigten Flächen wie Dächer und Fassaden. Viele positive Aspekte der städtischen Landschaft erhalten erst durch eine Gesamtbetrachtung ihre volle Wirksamkeit, so z.B. ökologische Aspekte wie die Vernetzung von Lebensräumen, klimatische Aspekte wie die Belüftung und Belichtung der Stadtstrukturen und soziale Aspekte wie das durchgängige Angebot an Erholungs- und Begegnungsraum. Die Europäische Landschaftskonvention integriert daher explizit alle städtischen Freiräume.“

Obwohl die Bedeutung des Stadtklimas für eine zukünftige Stadtentwicklung und die damit verbundene essentielle Rolle von städtischem Freiraum, insbesondere von Grün- und Wasserflächen, erkannt wurden, werden klimatische Aspekte bislang kaum in stadtplanerischen Prozessen berücksichtigt. Dadurch fehlen wichtige Erfahrungen und Erkenntnisse im direkten Austausch von theoretischem Wissen und praktischer Anwendung. Folgende aktuelle städtebauliche Projekte können als spannende Vorreiter in diese Richtung angesehen werden: Die in Abu Dhabi geplante Ökostadt Masdar City (Masterplan Foster + Partners) wird in Zusammenarbeit von Stadtplanung und Forschung nach strengen Kriterien der Nachhaltigkeit entwickelt. Einen weiteren Ansatz liefert die Stadtentwicklung der Seestadt Aspern in Wien (Masterplan Tovatt), die in ein Forschungs- und Technologieprogramm mit dem Titel ‚Haus der Zukunft‘ eingebettet ist.

Dabei wird die Notwendigkeit eines integrativen Planungsansatzes besonders deutlich. Für eine zukünftige Strategie in Richtung der angestrebten ‚nachhaltigen‘ Stadtentwicklung ist die frühe Einbeziehung aller beteiligten Fachbereiche wie Städtebau, Bauphysik, Stadtsoziologie, Stadtklimatologie, Ökologie und Landschaftsarchitektur unumgänglich. Das [im Buchbeitrag] erläuterte Beispiel des maurischen Konzeptes ‚patio-pórtico-Qubba‘ veranschaulicht diese Schnittstelle besonders deutlich. Rein bauphysikalische Ansätze zur Innenraumkühlung ohne Berücksichtigung der Gebäudekonstellation (Städtebau) und vor allem der klimatischen Umgebungsbedingungen (Landschaftsarchitektur) laufen Gefahr, wichtige Potentiale ungenutzt zu lassen.“

**Markus Tomaselli:** „Im überwiegenden Teil der Länder dieser Welt wohnen inzwischen weit mehr als 50 % der Menschen in Städten, insbesondere in den Schwellenländern nimmt der Urbanisierungsgrad rasant zu. Dies hat auch Folgen für die räumliche Organisation der Welt, die sich zunehmend von nationalen zu städtischen Gesellschaftsformen entwickelt. Diese Städte sind mehr denn je zentrale Orte von Auseinandersetzungen und daher auch zentrale Orte der Erzeugung von Innovationen sowie von gesellschaftlichen Neuerungen. Die Entwicklung der globalen Urbanisierung führt neben den ökologischen und klimatischen Implikationen auch zu einer zunehmenden Bedeutung des öffentlichen Raumes, gerade in großräumig urbanisierten Zonen. Er dient als Freiraum der Stadtbenutzung, als Kompensation zum Leben in den Innenräumen, ist aber bislang kaum in die stadtplanerischen Prozesse eingeflossen. Der öffentliche Raum wurde bisher nur als Grün- oder Verkehrsraum verstanden, er wird seine Bedeutung in Zukunft aber vor allem als Lebens-

raum für einen Großteil der Weltbevölkerung erlangen. Diese Bedeutungsver-schiebung muss mit einem neuen Planungsverständnis für öffentlichen Raum einhergehen und diesen zu einer angemessenen architektonischen Gestaltungs-aufgabe werden lassen. An der Bewältigung dieser Aufgabe wird sich die Zukunft der Stadt als Lebensraum entscheiden.“

**Oliver Schürer:** „Zeitgenössisch ist der öffentliche Raum durch das zuneh-mende Auftreten von digitalen Medien geprägt. Eine Ausprägung davon ist Medienarchitektur, ihr Auftritt im öffentlichen Raum hat unter anderem die-se Konsequenzen: Verortung und Ortsbezogenheit, genauso wie Repräsen-tation und Funktionalität werden in neue Kontexte gestellt. Gewichtungen von lokal und global, genauso wie von privat und öffentlich geraten außer Kontrolle. Bauteile von Gebäuden sprengen ihren ursprünglichen Maßstab, heterogene Medienbilder löschen einander beständig aus, und ehemalige passive Medien-Konsumenten werden zu aktiven Benutzern oder gar Co-Pro-duzenten. Damit verändern sich Charakter und Atmosphäre der öffentlichen Räume, ihre somit veränderten Nutzungen verändern ihrerseits die Konzepte der Architektur sowie die Methoden, mit denen sie entwickelt werden.

In diesem Bereich treffen zwei kulturelle Konzepte mit ihren je proble-matischen historischen und zeitgenössischen Konnotationen aufeinander: digitale Medien und öffentlicher Raum. Architekturschaffende sind aufgefordert, die Unschärfen dieser Konzepte zu vereinen und samt ihrer momen-tanen kulturellen Transformation in gebaute Lebensräume zu formen. Im Bereich Medienarchitektur hat sich, nach einer anfänglichen Techniqueuphorie, ein Diskurs über die sozio-kulturellen Rahmenbedingungen gerade erst zu entwickeln begonnen. Um neue Methoden zu Entwurf und Planung von Medienarchitektur entwickeln zu können, gilt es diese Rahmenbedingungen in der Phase ihrer Transformation samt ihren Problemen und Potentialen zu beschreiben. Der Text versucht eine Leseweise für das Phänomen Medienar-chitektur und digitale Medien im öffentlichen Raum zu entwickeln und bietet dafür eine These zu den sogenannten „Medien-Territorien“ an. Dabei werden einerseits der geografische Begriff des Territoriums, andererseits der publizis-tische Begriff des Massenmediums in ihren zeitgenössischen Ausprägungen untersucht und an architektonischen Fragestellungen ausgerichtet.“

## „Zukünftige Herausforderungen des Lernens und Wissens über Räume erfordern neue innovative Methoden“

Die Kurzpositionen von Emanuela Semlitsch, Daniela Ziervogel, Cornelia Dlabaja und Petra Hirschler gehen von einer grundlegenden kommenden Transformation zwischen räumlichem Verhalten und dem Wissen über städtische Lebensräume aus. Sie konstatieren neue Herausforderungen im Raumverhalten und bei den notwendigen Lernprozessen der Raumnutzung. Als These wird formuliert, dass angesichts dieses Dilemmas in der Beziehung von Wissenschaft und Praxis neue, innovative Methoden des Raumlesens, des Lernens in Räumen und bei der Analyse von städtischen Räumen in der urbanistischen Forschung notwendig sind. Eine multidisziplinäre Ausrichtung dieser raumanalytischen Methoden wird hierbei als Grundlage kommender Forschungen über das Wechselspiel zwischen Räumen, Verhalten und Wissen bzw. Lernen formuliert.

**Emanuela Semlitsch:** „Im Umgang mit der städtischen Lebenswelt scheinen die Grenzen zwischen den wissenschaftlichen und praktischen Disziplinen noch immer zu starr. Ungenutzt bleibt vielfach ein immenses Potenzial an innovativen Ideen für ein rücksichtsvolleres Zusammenleben von Mensch und Natur. Die Suche nach Problemen und Problemlösungen und die Fixierung auf das Korrigieren von Schwächen macht Entwicklung träge. Vielfach werden Chancen dadurch auch einfach vernichtet. Sichtbar wird dies in den Bildungsinstitutionen vom Kindergarten bis zur Universität. Strukturelle Rahmenbedingungen machen es meist schwierig bis unmöglich, den Lernenden Entwicklungsfreiraum zu bieten und damit ihre Stärken in einem gegenseitigen Lernprozess einzubringen.“

Genauso sind es die determinierten Räume der Stadt, als Ergebnisse von Konfliktvermeidungsstrategien, welche das Neue verhindern. Denn erst die Begegnung mit dem Anderen, dem Ungewissen, dem Fremden, öffnet neue Räume und bringt Wissen hervor. Aufgabe der Raumplanung soll es demnach nicht sein, die Komplexität der Stadt zu reduzieren oder zu vereinfachen, sondern in einer kontinuierlichen Suche nach Strategien, Taktiken, Faktoren und Kriterien eine Vielfalt des Alltags zu ermöglichen und fördern. Dazu müssen Raum und Wissen ‚zusammen‘ gedacht werden.

Weder Raum noch Wissen ist per se vorhanden, beides entsteht in der Begegnung und im gegenseitigen Austausch. Nicht Raum planen oder Wissen weitergeben, sondern geeignete Voraussetzungen für ihr Entstehen schaffen: Dies ist der dem Spielraum zugrundeliegende Ansatz als konzeptionelle Qualität. Spielraum beschreibt Bewegung und Offenheit, Performanz und

Improvisation. Das Straßentheater oder Theater im öffentlichen Raum liefert aufgrund seines besonderen Umgangs mit Raum und Spiel als eine Form des Öffentlichen einen wesentlichen Beitrag für die Erforschung der Chancen, welche sich darin eröffnen können. Nutzbringend kann dieser Ansatz für alle intervenierenden Praktiken, wie etwa Planung und Bildung, sein.“

**Daniela Ziervogel:** „Unsere Gesellschaft steht in den nächsten Jahrzehnten vor neuen und in ihren Auswirkungen noch nicht absehbaren Veränderungen, die man zum Beispiel unter Schlagworten wie dem demographischen Wandel oder ‚Peak Oil‘ (globales Ölfördermaximum) diskutiert. Es ist anzunehmen, dass diese Phänomene zu nachhaltigen Umbrüchen in unseren Wohn- und Lebensräumen führen und sie damit auch die Stadt- und Raumplanung vor völlig neue Aufgaben stellen werden. Wie werden sich zum Beispiel die steigenden Energiekosten auf unser Mobilitätsverhalten und die Versorgungsinfrastruktur auswirken, und welche stadtplanerischen Maßnahmen sind geeignet, um nachteilige Effekte abzumildern oder aufzufangen? Oder wie verändert sich das aktionsräumliche Verhalten der Bewohner in einem zunehmend überalternden Wohnquartier, und auf welche Weise kann auf dieses Verhalten Einfluss genommen werden? Anhand dieser exemplarischen Fragestellungen lässt sich nachvollziehen, warum das Verhalten im Wohn- und Lebensumfeld und die Repräsentation dieses Raumes zunehmend als substanzielle Größen für eine nachhaltige Stadtplanung gesehen werden. Im Zuge dieses Paradigmenwechsels etablieren sich in der von betriebswirtschaftlichen und baulichen Aspekten dominierten Stadtplanung zum Beispiel auch partizipative Instrumente und Evaluationswerkzeuge. Umso erstaunlicher erscheint es, dass auf der Grundlage dieser Methoden bisher kein standardisiertes, das heißt unter den testtheoretischen Prinzipien der Objektivität, Reliabilität und Validität entwickeltes Planungswerkzeug geschaffen worden ist. Oder in anderen Worten: Es fehlt an einem Instrument, das mit angemessener Genauigkeit vorhersagen kann, wie sich Menschen oder Gruppen in einem bestimmten (räumlichen/sozialen) Kontext verhalten werden. Die Mental-Map-Verfahren scheinen hier ein naheliegender Kandidat für die Entwicklung eines solchen Planungswerkzeuges zu sein. Ihrer Natur nach sind Mental-Map-Verfahren aufgabenheterogen, leicht instruierbar, verhaltensnah und nicht ausschließlich sprachbasiert und damit gut zu standardisieren. Die diesbezügliche Forschung profitiert hierbei zudem von der Multidisziplinarität des Mental-Map-Begriffes im Grenzgebiet zwischen Geographie, Psychologie und Informatik.“

**Cornelia Dlabaja:** „Mein Interesse für die Stadtforschung wurde bei meinen ersten Raumbesichtigungen in einem Wiener Stadtquartier, dem Brunnenviertel im 16. Wiener Gemeinde-Bezirk geweckt. Von Neugierde und Erstaunen getrieben, tauchte ich 2006 in eine damals für mich fremde Welt ein. Ich wollte verstehen, wie die türkischen Geschäftsleute sich das ehemalige Gewerbeviertel aus der Biedermeierzeit nicht nur auf materieller, sondern auch auf symbolischer Ebene innerhalb weniger Jahre angeeignet hatten. Bunt, exotisch und schrill wirkte das Ensemble damals auf den ersten Blick. Die lokale Infrastruktur in diesem Stadtquartier wird von türkischen Geschäftsleuten dominiert, setzt sich aber aus einer Melange aus ethnischer Ökonomie, Wiener Traditionsbetrieben und Künstlergalerien zusammen. Ich befasste mich damals in meinem einjährigen Forschungsprojekt mit der Frage, welche Auswirkungen der von der Stadtplanung initiierte Aufwertungsprozess im Brunnenviertel auf den Lebens- und Arbeitsalltag der Geschäftsleute und Bevölkerungsgruppen im Stadtquartier hatte.

Mittels des mir damals zur Verfügung stehenden Theorie- und Methodenwissens schien mir die Erforschung des Phänomens nicht möglich. Also begann ich über die Grenzen meiner Disziplin hinweg mich intensiv mit Stadt und Raum zu befassen. Um im interdisziplinären Feld der Stadtforschung tätig zu sein, war für mich der nächste logische Schritt, mir die Perspektive benachbarter Disziplinen zumindest in Teilen zu erschließen, wie jene aus der Raumforschung und Urbanistik. Als Soziologin eignete ich mir Methoden wie die Sozialraumanalyse aus der Raumforschung und der Stadtbildanalyse an, um das Wechselspiel zwischen der materiellen Physis, der symbolischen Wirkung des Gebauten und dem Sozialen analysieren zu können.

Im Rahmen meiner Masterarbeit beschäftigte ich mich mit der symbolischen und materiellen Umdeutung des Stadtraums im Brunnenviertel sowie mit den damit verknüpften Verdrängungsprozessen und der Exklusion von ökonomisch schlechter gestellten Bevölkerungsgruppen aus dem (halb-)öffentlichen Raum im Stadtquartier. Der Erforschung dieser Phänomene ging ich mittels der Methoden der qualitativen Sozialraumanalyse nach.

Der Gegenstand Stadt kann, aus meiner persönlichen Forschungsbiografie betrachtet, nur interdisziplinär erforscht werden, da die Stadt als Ganzes nur in der Zusammenschau von sozialem Gefüge, der gebauten Umwelt, ihrer spezifischen Stadtkultur und der ökonomischen und sozialen Infrastruktur erfasst werden kann. Bei der Erforschung von städtischen Phänomenen ist es daher notwendig, die eigenen disziplinären Grenzen zu erkennen. Dabei ist es wichtig zu wissen, dass die eigene Perspektive nur ein Mosaikstein ist, welcher erst durch die Interdisziplinarität in der Forschungsarbeit einen Beitrag zur Erforschung der Stadt liefern kann.“



**Petra Hirschler:** „Generell erhebt die Raumplanung und somit auch die Stadtentwicklung den Anspruch, für alle Menschen gleichermaßen zu planen und zu arbeiten. Chancengleichheit in der Stadt- und Regionalplanung wurde im Rahmen meiner Ausbildung zur Planerin in den 1990er Jahren nicht thematisiert. Die Fragestellung – welche Rolle spielt die Chancengleichheit von Frauen und Männern in Planungsprozessen – war und ist eine sehr aktuelle. In den letzten Jahren wurde der Querschnittsmaterie Chancengleichheit in den verschiedensten Planungsbereichen immer mehr Beachtung geschenkt.

Insbesondere die Europäische Union setzte in Österreich (ab dem Beitritt im Jahr 1995) maßgebliche Impulse, sowohl zur Stärkung der Stadt- und Regionalentwicklung als auch zur Beachtung der Chancengleichheit. Im Sinne der ‚top-down‘-Strategie ‚Gender Mainstreaming‘ kamen die Anreize zur Integration der Thematik vor allem ‚von oben‘: Dies führt besonders bei der nachhaltigen Implementierung – die stark auf ‚bottom-up‘-Prozessen aufbaut – zu Herausforderungen. Selbst nach unzähligen ‚Good-Practice‘-Projekten ist die integrative Umsetzung noch weit vom Mainstream entfernt.

Die Integration von ‚Gender Mainstreaming‘ in der Stadtentwicklung stellt keinen neuen Planungsansatz dar, dennoch hat es die Perspektive der Entwicklungsprozesse verändert. Generell ist ein starkes Stadt-Land-Gefälle zu entdecken, die städtisch geprägten Regionen haben mit der Implementierung sehr bald begonnen und nehmen deshalb bis heute eine Vorreiterrolle in Österreich und auch international ein.

Im Kontext der Stadtentwicklung sind insbesondere die Aspekte der Bewusstseinsbildung für Geschlechterfragen und die Gleichstellungsrelevanz, ferner der ausgeglichenen Partizipation von Frauen und Männern im Planungsprozess sowie deren Raumnutzung und -ansprüche hervorzuheben. Diesem Umstand wurde und wird in den Konzepten noch nicht ausreichend Rechnung getragen. Die Frage nach dem Mehrwert („was bringt es letztendlich der Stadtentwicklung?“) birgt eine besondere Herausforderung. Vor allem bei strategischen Projekten sind die Auswirkungen oft langfristig darzustellen und natürlich von vielen Faktoren abhängig.

Rückblickend hatte die Beschäftigung mit dem Thema Chancengleichheit große Auswirkungen auf den Planungsalltag, da der Blick auf geschlechtsspezifische Ungleichheit maßgeblich geschärft wurde und dadurch zusätzliche Aspekte in die Projektarbeit einfließen konnten.“

## „Integration einer städtischen Gesellschaft und ihrer sozialen Gruppen“

Die folgenden vier Kurzpositionierungen von Wilfried Kaib, Gerlinde Gutheil-Knopp-Kirchwald, Christine Baur und Christine Meyer haben als verbindenden Faden die Beschreibung und Analyse bestimmter sozialer Gruppen (Schüler, Senioren, Familien) sowie die Thematisierung der Herausforderungen für eine integrative, sozial orientierte Stadtentwicklung als Aufgabe der Stadtforschung. Normativer Ausgangspunkt ist dabei die soziale Mischung und Vielfalt einer Stadtgesellschaft als Voraussetzung für gelingende Integrationsprozesse. Anknüpfend an die traditionellen Herangehensweisen der Segregationsanalysen, die die sozialräumliche Verteilung bestimmter Bevölkerungsgruppen im städtischen Raum untersuchen, wird hier das Narrativ einer sozialen Mischung und das Konzept einer ‚Stadt als Vielfalt‘ als Maßstab für eine differenzierte Stadtplanung und Stadtentwicklung genommen. Eine städtische Gesellschaft zu integrieren (so die hier vorgestellten Positionen) stellt die Steuerung durch Stadtplanung ebenso wie die Kooperation der diversen Akteure der Stadtentwicklung – angesichts der Pluralisierung und Heterogenisierung der unterschiedlichen städtischen Milieus – vor neue Herausforderungen.

**Wilfried Kaib:** „Die kommunale Selbstverwaltung ist eine der bedeutenden Säulen urbanen Lebens. Ohne die demokratisch verfasste Stadt kann ich mir die Integration einer städtischen Gesellschaft mit ihren vielfältigen nationalen und sozialen Gruppen nicht vorstellen. Zu dieser Überzeugung bin ich während meiner jahrelangen ehrenamtlichen und hauptberuflichen Tätigkeit in der kommunalen Selbstverwaltung gelangt – trotz vieler Enttäuschungen und harter Auseinandersetzungen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass die kommunale Selbstverwaltung vielfach ausgehöhlt wurde und wird: durch Finanznot sowie durch die Abhängigkeit von staatlichen Vorgaben oder den Standortentscheidungen der Wirtschaftsunternehmen. Dennoch: Auch für die kommunale Ebene gilt, dass nicht Geld das entscheidende Steuerungsmedium ist, sondern das Setzen von allgemeinverbindlichen Entscheidungen in Form von Satzungen, qualitativen Standards oder Regeln, wie die städtischen Einrichtungen arbeiten und die Bürgerschaft dort mitwirken kann. Solche Entscheidungen erzeugen meist keine zusätzlichen oder neuen Kosten. Was ohnehin gemacht wird oder neu geschaffen werden muss, wird gemacht: Es kommt darauf an, wie dies geschieht. Ob der öffentliche Raum wirklich Treffpunkt für alle ist oder bestimmte Gruppen ausschließt, was oder wie etwas in Kindergärten und Altersheimen gemacht wird, wie die städtischen Quartiere

letztlich aussehen – darüber entscheiden die Städte in eigener Planungs- und Verwaltungshoheit, und zwar nach demokratischen Spielregeln.

Heute gibt es neue Herausforderungen, auf die Städte reagieren müssen. Die städtische Bürgerschaft erodiert wegen der hohen Mobilität der Menschen: Zu- und Wegzug, Auseinanderfallen von Wohn- und Arbeitsort. Deswegen müssen neue Formen der Beteiligung und des Engagements gefunden werden. Dies gilt auch für die Internationalisierung der Stadtgesellschaft. Um es kurz und plakativ zu sagen: Es geht nicht darum, ob andere Religionen eine Moschee oder einen Tempel bauen dürfen, sondern darum, dass sie gleichberechtigt mitbestimmen, wie die Stadt, in der sie leben, geplant und gebaut wird oder welche Standards in der Altenpflege einer internationalen, multikulturellen Stadt gelten. Das alles geht auch in einer demokratisch verfassten Stadt nicht ohne Widerstände und Auseinandersetzungen. Aber das Lösen der Konflikte ist eine wesentliche Voraussetzung für Integration, die nicht einverleibt, sondern die Stadtgesellschaft auf ein neues kulturelles Niveau hebt.

Abschließend will ich nur noch anmerken (und verweise dabei auf meinen Beitrag „Governance oder kommunale Selbstverwaltung: Wer steuert die Entwicklung?“), dass heute die Stadtgesellschaft als Bürgerschaft der Großstadtregion bzw. der Metropolregion zu konzeptualisieren ist. Städtische Konflikte, ihre Lösung und gelungene Integration spielen sich in Zukunft in diesem Maßstab ab. Es wird dann darauf ankommen, ob es gelingt, die bewährten Prinzipien der kommunalen Selbstverwaltung auch auf der regionalen Ebene zur Geltung zu bringen.“

**Gerlinde Gutheil-Knopp-Kirchwald:** „Es ist das Wesen einer Großstadt, dass das Spektrum der angebotenen und nachgefragten kulturellen und weltanschaulichen Werte breiter ist als irgendwo sonst. Eine Stadt lebt von Kontrasten und Vielfalt, der scheinbaren Ineffizienz auch konfligierender Nutzungen, der hohen Kontaktdichte bei gleichzeitiger Anonymität, die alle zusammen der Nährboden für Kreativität und Innovation sind. Ebenso gehört es zum Wesen einer Stadt, sowohl die ‚Gewinner‘ (‚Bobos‘, Bildungsbürger/innen, Kreativwirtschaft, Anwaltskanzleien, Reformhäuser, Businesshotels usw.) als auch die ‚Verlierer‘ (Sozialhilfeempfänger/innen, Mindestpensionist/inn/en, Migrant/innen, Alleinerziehende usw.) anzuziehen. Es sei hier jedoch die These aufgestellt, dass eine Stadt viel von ihrer Urbanität verliert, wenn sie keinen Platz mehr bietet für alle, die keine typisch urbanen Typen bzw. Nutzungen sind, und die, die sich weder eindeutig als Gewinner noch als Verlierer fühlen.“

Eine Stadt lebt durch den internationalen Developer *und* die Innenhof-Werkstatt, die Loftbewohnerin *und* die Bausparvertrag-Beamtenfamilie, die zehnköpfige Migrantenfamilie *und* die Single-WG, Hofratswitwen *und* Kleinkinder, durch ‚landscape design‘ *und* G,stettn, Weltmusik *und* Bierzeltmusik, die Webdesignerin *und* den Lagerarbeiter, das Bürohochhaus *und* die Schrebergartenhütte. Dabei soll keiner „anything goes“-Philosophie das Wort geredet werden – es geht vielmehr um das Ermöglichen von Vielfalt durch vernünftigen Ausgleich von Schutz (Bewahrung) und Entwicklung (Veränderung).

Weitgehender Konsens herrscht darüber, dass in dem verdichteten, komplexen und von Externalitäten wimmelnden Gefüge einer Stadt eine schrankenlose Deregulierung, bzw. anders ausgedrückt, eine Exklusivitätsstrategie („die Starken stärken“) in der Stadtentwicklungspolitik nicht erstrebenswert ist: Sie ist riskant, fördert Verdrängung und Nutzungsentflechtung, schwächt lokale Identitäten und gefährdet damit genau die Vielfalt, die das soziale und ökonomische Kapital einer Stadt darstellt. Andererseits kann auch eine einseitige Bestands- und Schutzorientierung (etwa im Bereich Denkmalschutz, Städtebau, Mietrecht, Gewerberecht u.a.) problematisch werden, wenn sie in Richtung Musealisierung, Investitionsrückstand, Bürokratisierung, wirtschaftlicher Erosion, selektiver Abwanderung und sozioökonomischer Segregation tendiert. Die Einflussmöglichkeiten der Politik und, noch mehr, der Wissenschaft auf die Stadtentwicklung sind äußerst beschränkt. Dennoch sehe ich es als eine wesentliche Aufgabe der Stadtforschung und Urbanistik von heute, auf die Balance von Schutz- und Entwicklungsbedarf hinzuweisen und Handlungsfelder aufzuzeigen, in denen – möglicherweise auch kleinräumig differenziert – das Pendel zu sehr in die eine oder andere Richtung auszuschlagen scheint: seien dies nun die Wirtschaftsstruktur, das demographische Gleichgewicht (Stichwort Kinderfreundlichkeit), die Bildungschancen, städtebauliche Aspekte, das öffentliche Budget oder die Stadt-Umland-Beziehungen.“

**Christine Baur:** In meinem Beitrag „Bildungsbenachteiligung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund durch soziale und ethnische Segregation“ verknüpfte ich die Ungleichheitsforschung der Bildungssoziologie mit der Segregationsforschung, also der Erforschung der sozialen Ungleichheit der Stadt. Ich frage nach den Ursachen der geringeren Bildungschancen dieser Kinder, die sich in den Ergebnissen der Schulleistungsstudien, an den Schullaufbahnpfehlungen und Bildungsabschlüssen sowie am Übergang in Ausbildung und Beruf zeigen. In der Bildungsforschung wird diesbezüglich seit langem das mehrgliedrige Schulsystem in Deutschland kritisiert, das

die Schüler/innen im internationalen Vergleich zu früh in leistungsbezogene Schulformen aufteilt. Vor allem in großstädtischen Ballungsgebieten mit einem wachsenden Anteil an Kindern mit Migrationshintergrund bilden sich in Quartieren mit einem hohen Anteil an Migrant/innen Schulen heraus, die überwiegend von Schüler/innen mit Migrationshintergrund besucht werden. Abwanderungsbewegungen der besorgten bildungsbewussten Mittelschicht aus diesen Quartieren verschärfen die schulische Situation, so dass von einer ethnischen und sozialen Segregation in den Schulen gesprochen werden kann. Zusammenhänge zwischen der Segregation in Schulen und den umgebenden Quartieren als Einzugsgebiete zeige ich anhand einer Fallstudie auf und veranschauliche dabei die Benachteiligung durch soziale und ethnische Herkunft, die schulische Situation sowie Anzeichen von Kontexteffekten durch das Quartier, die bei der mangelnden Einmündung in den Ausbildungsmarkt besonders deutlich werden. Mein vorgeschlagener Lösungsweg ist allerdings ein umstrittener, da er nicht nur die Forderung nach einer guten materiellen und personellen Ausstattung der Schulen erhebt, sondern auch an der staatlichen Regulierung der sozialen Zusammensetzung der Schüler/innenschaft ansetzt. Nicht die verschiedentlich geforderte Stärkung der lokalen Bildungslandschaft steht somit im Vordergrund, sondern die Öffnung des Lernraums Quartier zum Lernraum Stadt und damit die Entkoppelung von Quartier und Schule.

**Christine Meyer:** „Wie lernen britische Gemeinden, für eine alternde Bevölkerung zu planen? Diese Frage steht im Mittelpunkt meines Dissertationsprojekts. Großbritannien verfügt über Erfahrungen im Umgang mit der Alterung der Bevölkerung, da aufgrund von altersselektiver Migration vor allem Küstengemeinden über sehr hohe Anteile älterer Einwohner verfügen. Die Nationalregierung misst dem Thema eine hohe Bedeutung zu, was sich in zahlreichen Strategiedokumenten widerspiegelt. Zu dieser inhaltlichen Motivation, sich dem Umgang der britischen Stadtentwicklung mit der Alterung der Bevölkerung zu widmen, kommt in meinem Fall eine persönliche hinzu. Insbesondere durch mein Anglistikstudium und Aufenthalte vor Ort habe ich mich schon seit langem mit der englischen Sprache und Kultur beschäftigt. Bei meiner konkreten Untersuchungsherangehensweise betrachte ich integrative strategische Ansätze zum Umgang mit der Bevölkerungsalterung. Hierfür kombiniere ich verschiedene Blickwinkel, was für mich als Geographin selbstverständlich ist, der Geographie aber gelegentlich den Vorwurf einhandelt, keinen eigenen disziplinären Kern zu haben. Politikwissenschaftliche Ansätze zu lokaler Governance und kollektivem Lernen prägen meine theoretische

Perspektive, während das Forschungsdesign sich an die in der Soziologie entwickelte ‚Grounded Theory‘ anlehnt.

Die zentrale Herausforderung im Umgang der Stadtentwicklung mit der Alterung der Bevölkerung ist deren Querschnittscharakter: Sie orientiert sich nicht an vorhandenen Strukturen oder disziplinären Grenzen. In der Praxis der Stadtentwicklung bedeutet dies, dass mehr Kommunikation zwischen denjenigen Behörden, Einrichtungen oder Gruppen nötig ist, die mit der Alterung der Bevölkerung konfrontiert sind. Dies umfasst nicht nur Altenpflege, Gesundheitswesen und Wohnungswesen, sondern auch Bereiche wie Freizeitgestaltung oder die bauliche Gestaltung von Nachbarschaften und vieles mehr. Andere Länder können hier von der britischen Erfahrung lernen. Partnerschaften, die ganz unterschiedliche Akteure zusammenbringen, um Stadtentwicklung zu koordinieren, wurden in der Vergangenheit zwar häufig kritisiert; wenn es aber um solch komplexe Herausforderungen wie die Alterung geht, sind sie von größter Bedeutung. Die in vielen Gemeinden verfassten Strategien zum Umgang mit der Alterung mögen ebenfalls kritikwürdig sein, was ihre inhaltliche Tiefe anbelangt. Sie sind aber insofern wertvoll, als dass sie die unterschiedlichen lokalen Akteure an einen Tisch bringen, um sich gemeinsam Gedanken zu machen, wie vor Ort mit der Zunahme von Senioren umgegangen werden soll. Kurz gefasst kann mein Beitrag als interdisziplinäre Analyse interdisziplinärer Praxis gelesen werden.“

### „Sozialräumliche Transformation urbaner Strukturen“

Die folgenden drei Positionierungen von Florian J. Huber, Stefan Karasek und Kristina Kraft/Manuela Freiheit setzen beim gesellschaftlichen Wandel und seinen sozialräumlichen Ausprägungen an. Sie definieren den Forschungsgegenstand der Urbanistik als eine Sicht- und Deutbarkeit gesellschaftlicher Transformationsprozesse auf der sozialräumlichen Ebene der Stadtquartiere. Den Positionen ist gemeinsam, dass sie die traditionellen Forschungsansätze zur sozialen Ungleichheit im städtischen Raum erweitern: zum einen mit der Forderung, eine soziale Netzwerkanalyse mit einzubeziehen, zum anderen mit einer ethnographischen Methode zur Beschreibung des Wandels von Alltags- und Lebenswelten der Bewohnerinnen und Bewohner. Die dem zugrundeliegende These lautet, dass mit der Übertragung von sozialwissenschaftlich-qualitativen Methoden aus einer ursprünglich ‚raumlosen‘ Forschungstradition auf sozialräumliche Transformationsprozesse ein wertvoller Erkenntnisgewinn für die raumbezogene Stadtforschung erreicht werden kann.

**Florian J. Huber:** „Gefragt nach meinem persönlichen Zugang zur Urbanistik muss ich vorausschicken, dass eigentlich die Kunst als Initiatorin diente, mich in meiner derzeitigen Forschungs- und Lehrtätigkeit auf das Thema ‚Stadt‘ zu konzentrieren und mich dabei insbesondere mit dem Phänomen der Gentrifizierung auseinanderzusetzen.“

Aufgrund zahlreicher Konzertreisen, die wir als Band in Europa, den USA und Mexiko unternommen haben und die uns darüber hinaus auch nach Tel Aviv, Moskau, Ankara oder Riga führten, lernte ich viele verschiedene Städte kennen, wobei sich trotz der meist kurzen Aufenthalte oftmals interessante soziale Kontakte ergaben, die zumindest Schlaglichter auf Differenzen in den urbanen Lebenswelten warfen. Unsere Aktivitäten führten uns auch mehrmals nach Chicago, wo wir sowohl für Plattenaufnahmen insgesamt einige Wochen verbrachten, als auch unsere US-Tourneen starteten und beendeten, so dass ich seit 2002 in regelmäßigen Abständen beobachten konnte, wie das Stadtviertel Wicker Park zusehends gentrifiziert wurde. Diese Beobachtungen führten insgesamt zu einem wachsenden wissenschaftlichen Interesse meinerseits an der Stadt als Kristallisationsort gesellschaftlicher Phänomene und resultierten letztendlich in meinem Dissertationsprojekt.

Mein aktuelles Forschungsinteresse basiert in diesem Sinne auf dem Spannungsverhältnis zwischen „Stadt und sozialer Ungleichheit“, da Gentrification eine Manifestation sozialer Ungleichheit im Stadtraum darstellt. Verdrängung, neben dem Zuzug ein konstitutives Element von Gentrifizierung, tritt dabei in unterschiedlichen Formen in Erscheinung, wobei man (aus welcher Motivation auch immer) dem Trugschluss unterliegen könnte, dass ein Aufwertungsprozess oder ein Revitalisierungsprojekt nicht als Gentrifizierung zu verstehen und somit nicht problematisch sei, wenn es keine direkten und mittels quantitativer Daten belegten Verdrängungsprozesse gibt. Doch indirekte Verdrängung im Kontext neuer hegemonialer Realitäten, die durch kulturelle Umwertung geschaffen werden, ist nicht weniger problematisch und weist eine ähnliche Dynamik wie direkte Verdrängung auf, da durch den Verlust von Milieuräumen ebenso soziale Beziehungen, Bindungen und Netzwerke zerstört werden. Die Konsequenzen für Haushalte mit niedrigem sozialen Status sind Verluste von Optionen und Strategien zur Bewältigung von prekären Lebenslagen, wodurch die soziale Abschließung noch weiter verstärkt wird.“

**Stefan Karasek:** „Immer häufiger wird heute der Bedeutungsverlust von Raum postuliert. Die Verfügbarkeit von verschiedensten Waren und die Ermöglichung von Beziehungen zu Menschen scheinen unabhängig vom Raum überall, zumindest in Westeuropa, realisierbar zu sein. Der Wohlstand und die

neuen Kommunikationstechnologien machen es möglich, den physischen Raum mit noch nie da gewesener Leichtigkeit zu überwinden. Durch die Globalisierung wurde in den letzten wenigen Jahrzehnten allerdings eine Welle an sozialen Umwälzungen und Migrationsbewegungen in Gang gesetzt, ebenso wie ganze Arbeitsmärkte und Segmente der Wirtschaft erschüttert wurden. Diese Veränderungen sind auch an den europäischen Städten nicht spurlos vorübergegangen, und es haben sich Massen von Arbeitslosen und Menschen mit prekären Arbeitsverhältnissen gebildet, die in den Städten auf bezahlbaren Wohnraum in relativ schlecht entwickelten Stadtteilen angewiesen sind. Solchen Gruppen mangelt es häufig an den Ressourcen, um an den Institutionen der Mehrheitsgesellschaft vollständig partizipieren zu können, die oft auch überhaupt nicht im eigenen Wohnumfeld aufzufinden sind.

Die Stadtsoziologie untersucht solche Phänomene sozialer Ungleichheit im Kontext räumlicher Strukturen und Prozesse. Gerade für benachteiligte Bevölkerungsgruppen mit geringerer Mobilität und Flexibilität hat der Stadtteil noch eine größere Bedeutung als für die mobileren Mittelschichten. Generell unterscheiden sich Stadträume und Wohngebiete aufgrund ihrer symbolisch-kulturellen Ausstattung sowie durch die von außen erfolgende u.a. ökonomische Bewertung, wodurch sie unterschiedliche soziale Gruppen anziehen, dulden oder ausschließen. Strategische Entwicklungsprogramme für Stadtteile sind daher immer noch sinnvoll, wenn sie nicht (nur) als kosmetischer Aufputz baulicher Strukturen zur Aufwertung gedacht sind, sondern auch an der sozialen Realität anknüpfen. Die sozialen Netzwerke der Bewohner gilt es daher an jenen Stellen zu stärken, zu mobilisieren und vor allem auszuweiten, wo sie einschränkend wirken und Chancen verhindern. Für die Ungleichheitsforschung bedeutet dies, dass die Mechanismen bzw. Prozesse sozialer Ausgrenzung durch Beziehungen mehr Aufmerksamkeit erfordern. Der sozialen Netzwerkanalyse wurde in der Stadtsoziologie bisher wenig Beachtung geschenkt. Gerade hier liegen jedoch möglicherweise methodische Ressourcen brach, die präzise Untersuchungen über die benachteiligenden Effekte von Netzwerken in Stadtteilen gestatten würden und damit einen Beitrag zur alten stadtsoziologischen Frage nach der Benachteiligung durch Stadtteile leisten könnten. Die wissenschaftliche Herausforderung liegt hier vorerst in der Erweiterung einer bisher ‚raumlosen‘ Methode mit einem sozialraumorientierten Ansatz – und das, um die Bedeutung des Sozialraums für benachteiligte Gruppen zu untersuchen, wider dem Abgesang auf den Raum.“

**Kristina Kraft und Manuela Freiheit:** „Mit der Frage, wie über räumliche Strukturen und deren Wandel soziale Ungleichheit und die Diskriminierung



von bestimmten Gruppen hervorgebracht und festgeschrieben werden, befasst sich unser in diesem Band erscheinende Beitrag. Anhand eines Quartiers, welches in Medien und Öffentlichkeit eine verstärkte Aufmerksamkeit als ein von ‚Gentrifizierung‘ betroffenes Viertel fand, wird das soziale Klima vor Ort zwischen den verschiedenen Bewohnergruppen in den Blick genommen. Dahinter steht die Annahme, dass nicht nur materielle Faktoren Ursache für die Verunsicherung bei Aufwertungsprozessen von Stadtteilen und Quartieren sind, sondern auch deren Wahrnehmung und Bewertung. Dies setzt ein Eintauchen in die Alltags- und Lebenswelt der Bewohner und ein Verständnis der im Quartier vorhandenen Handlungs- und Deutungsmuster sowie das Nachvollziehen der unterschiedlichen Perspektiven auf Konflikte und Potentiale vor Ort voraus.

Hierfür wird eine Integration von ethnographischer Feldforschung in Anlehnung an die ‚Chicago School of Sociology‘ und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik im Sinne der ‚Grounded Theory‘ angestrebt. Es gilt, die spezifische Logik des Feldes herauszuarbeiten und Kategorien aus dem Feld heraus zu entwickeln. ‚Community‘ wird hierbei jedoch nicht als pars pro toto der Gesellschaft betrachtet, sondern erkenntnisleitend ist vielmehr die Frage, wie Aspekte von gesamtgesellschaftlichen sozialen Problemen sich in einem kleinräumigen Mikrokosmos spiegeln und auf spezifische Verhältnisse vor Ort treffen. Die Wechselwirkung zwischen Raum und Sozialem kann mithilfe einer relationalen Raumtheorie umfassend erfasst werden, da dadurch mehrere Räume an einem Ort denkbar werden, die nebeneinander, aber auch konkurrierend und konflikthaft zueinander bestehen können.

Gleichzeitig kann dies nicht losgelöst von Institutionen und institutionalisierten Netzwerken im kommunalen Kontext betrachtet werden. Insbesondere die Stadtregime-Theorie nimmt eine dynamische Netzwerkperspektive ein und rückt damit die Regulation städtischer Subsysteme aus der Sicht der Schlüsselakteure in den Blick. Eine Kombination mit ‚Urban Governance‘-Ansätzen erlaubt es, der Frage nachzugehen, welchen Einfluss institutionalisierte Netzwerke auf Ortswahl und Handlungsspielräume von Bewohnern des Quartiers nehmen und wie Inklusion und Exklusion im Quartier und damit auch die Regeln und Ressourcen der Bewohner beeinflusst werden.“

*Wir hoffen, dass die in den beiden Sammelbänden vorgestellten Beiträge auf Interesse stoßen, und wünschen anregende Lektüre der jeweiligen Beiträge!*

